

Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau

Sozialarbeit · Sozialpädagogik · Sozialpolitik · Gesellschaftspolitik

Heft 41, 23. Jahrgang 2000

Kerstin Kempker: Mitgift – Notizen vom Verschwinden. Berlin: Peter Lehmann Antipsychiatrieverlag 2000, 208 S., DM 29,80

Kerstin Kempker hat mehr als drei sehr junge Jahre in der Psychiatrie zugebracht. Sie erzählt davon und berichtet über das Davor und das Danach. In ihrem Buch geht es um Leben und um Zerstörung, um das Verschwinden ihrer Selbst und auch um das Wiedererwachen, das Zurückfinden aus dem Nichts. Sie beschreibt die Isolation und Lähmung, die Zersetzung ihrer Lebenskräfte, welche ihr durch die Produkte psychiatrischer Wissenschaft, durch Neuroleptika, Insulinschocks und Elektroschocks, zugefügt wurde. Ohne moralische Wertungen zeigt sie das pure Geschehen vor Ort und öffnet den Blick für die fast automatische Abwicklung einer fatalen Logik, welche mit der Diagnose, mit der Festbeschreibung einer »Krankheit« einsetzt und oft nur mit der Vernichtung der »Krankheit« durch die Zersetzung der Betroffenen endet.

Aber sie erzählt auch die Geschichte jenseits der Psychiatrie – und das macht das

Buch einzigartig. Es geht ihr nicht um die platte Beschreibung von den Angriffen eines psychiatrischen Monsters, welches überfallartig Menschen anfällt, sondern um das absurde therapeutische Gebilde, welches die Psychiatrie im Leben eines Menschen ist.

Kerstin Kempker beschreibt ihre Kindheit, Familie und Schule, die Erziehung, die Fürsorge und die Bestimmung, welche diese Lebenswelt ausgemacht hat. Es ist die Welt ihrer Eltern, die Angst macht, weil ihr Grund verborgen bleibt. Kinder leben aber auf diesem Boden. Sie nehmen dessen Sinn in sich auf, auch wenn es ein Irrsinn ist; sie müssen sein, was solches Familienleben verlangt. »Kinder sind zur Rettung der Eltern da« (Franz Kafka, zitiert von Kerstin Kempker).

Der Widersinn in der Familie erzeugt Scheinwelten und Unwägbarkeit. Es ist ein lähmender Alltag, der dies verdrängen muss. Für Kerstin ist es eine einzige Agonie. Sie träumt, dass sie ausblutet. Ihr einziger Schutz hiergegen ist fortwährende Selbstverleugnung und Rückzug in sich selbst.

Die stille Selbstbehauptung eigener Gedanken und Gefühle hat in der Religiosität und Kirche eine mächtige Institution, welche die ohnmächtigen Sinne weihewollt bedeckt. Das bindet. Kerstin erfährt in einer katholischen Mädchenschule aber auch die Gewalt jener höheren Ordnung, die Disziplin einer Weltherrschaft, die IHM zu Ehren und IHM zu Diensten sein muß. Die geforderte seelische Unterwerfung mißlingt. Kerstin haßt dies alles, was sie lieben soll. Trotzig setzt sie sich selbst als Waffe gegen den rohen Geist ein. Das rituelle Fasten wird zu ihrem Hungern. »Die Nonnen haben mich mehr gelehrt, als sie wollten.«

Kerstin verschließt sich, schweigt und ist mit ihrem Schicksal allein. Sie schreibt. Ihr Tagebuch wird zum Dokument düsterer Gedanken. Die Protagonisten der Welt, ihre Lehrerinnen, verhalten sich ihr gegen-

über immer absurder. Als sie sich gegen eine Betreuerin nicht mehr erwehren kann, gibt sie dieser ihr Tagebuch. Denn darin stehe alles. Sie soll es lesen. Und sie liest.

Die Mühle beginnt zu mahlen. Für die Betreuerin ist die 17jährige Kerstin über Nacht ein pädagogischer Fall, für ihre Chefin ein medizinischer, für den Hausarzt ein psychiatrischer. In der Psychiatrie wird sie mit der Diagnose einer »krisenhaften Pubertätsentwicklung« aufgenommen, vier Wochen später, nach permanenten »unterschwelligem« Insulininjektionen, entdeckt man schließlich »progrediente psychiatrische Auffälligkeiten«, weil sich die »negativistische Haltung der Patientin verstärkt« habe. Und das wurde im Krankenbericht sogar begründet: Kerstin hatte ihr Frühstück verweigert, »obwohl sie gar nicht schwer benommen war« (Zitate aus dem Krankenbericht). Schließlich – viele Milligramm Neuroleptika, viele Elektroschocks und Insulinschocks später – fixiert man sie mit der Diagnose »Endogene Psychose aus dem schizophrenen Formenkreis«.

Die Logik der psychischen Krankheitsbehauptung, der psychiatrischen Diagnose, ist gnadenlos. Weil es nicht um erkennbare Verletzungen an bestimmten Gliedmaßen oder Organen geht, geht es auch nicht um Schädigungen, die einem Menschen an einer bestimmten Stelle zugefügt worden sind. Der Mensch selbst wird zur Krankheit. Kerstin bekommt das ganze Arsenal psychiatrischer Heilkunst ab: Neuroleptika, Insulinschocks und Elektroschocks. Kaum der Kinderstube entwachsen erfährt sie die Stigmatisierung, die soziale und emotionale Isolation und die kontinuierliche Lähmung, Aufdünsung und schleichende Zerstörung ihres Körpers.

Sie »durchläuft« zuerst mal die klassische Psychiatrie mit deren Glauben an die chemische Sinnesbeherrschung. Alle Demütigungen und Versperrungen werden ihr dort fast selbstverständlich. Ihr Zustand wird immer schlimmer. Ihre Eltern greifen jetzt zur Alternative.

So gerät sie als Patientin aus besserem Hause in die Binswangersche Therapie in der Schweiz, das Sanatorium Bellevue. Dort gibt es zwar keine Schocks und keine offenen Disziplinierungen mehr, dafür aber jede Menge Neuroleptika. In einer schönen alten und abgelegenen Villa soll die isolierte Sinnfindung oder -stiftung durch eine therapeutische Familie von hilfsbereiten und interessierten Menschen stattfinden. Sie spürt, dass sie hier nicht mehr wekommt, dass sie auf die feine Art vollständig untergehen muss. Denn hier sind »alle Stunden des Tages therapeutisch gestaltet« (Binswanger-Werbung) und die breite und wabbelige Verständigkeit entzieht den letzten eigenen Boden und die letzte wirkliche Beziehung auf andere.

Kerstin denkt in dieser schönen Welt nur noch ans Sterben. Manchmal will sie es, manchmal spielt sie damit. Kein offenes Fenster, keine Gifte oder Tabletten dürfen für sie erreichbar sein. Dennoch schafft sie mehrere schlimme, fast erfolgreiche Selbsttötungsversuche.

Sie sorgen sich hier wirklich sehr; Kerstin beherrscht das Spiel mit ihrer Sorge: »So gut wie ihr seid, so böse werde ich nie. Wir spielen das Psychiatriespiel, gewinnen kann es keiner. Es ist eine neue Sprache, die ich gelernt habe«. Als sie nach zwei Jahren in die Sozialpsychiatrie in Häcklingen verlegt werden soll, stellen sich ihre Betreuer die (selbsttherapeutische) Frage, »wie groß das Loch werden wird, das Kerstin ... zweifellos hinterlassen wird.«

Die Sozialpsychiatrie in Häcklingen, geleitet von dem fortschrittlichen Herrn Dr. Pörksen, ist moderne Psychiatrie. Weil das vielleicht als gutes Omen gilt und weil Kerstins Vater in dieser Gegend ein Haus erworben hat, welches Kerstin noch nicht mal gesehen hatte, und weil eine sozialpsychiatrische Unterbringung gemeindenah erfolgen soll, landet sie dort. Wer dies veranlasst hatte, weiß sie nicht. Die Betreuer oder Therapeuten dort sind aufgeklärt und selbsterfahren, in Verhaltenstherapie oder

Gestalttherapie geschult, überhäuft mit Wissenschaft, Besprechungen und Konferenzen. Sie haben wenig Zeit, sind flüchtig, menschlich überfordert und scheuen deshalb den direkten Kontakt.

In der Verhaltenstherapie, geht es liberal zu. Es wird erzogen, gelobt und bestraft. Aber hauptsächlich wird irgendetwas geplant und irgendetwas gearbeitet. Kerstins

die Frage des richtigen oder falschen Tuns, der besseren oder schlechteren Hilfe; es geht überhaupt nicht um Fragen und Probleme der beruflichen Helfer und Experten, nicht um das Wenn und nicht um das Dann. Es kommt auch keine Expertin in eigener Sache zu Wort, sondern ein Mensch, eine Zeugin von Lebensvernichtung, welche dort beginnt, wo Herrschaft

Papier. »Ich schreibe mich aus der Anstalt heraus«.

Und das ist dann auch ihr Weg. Sie stöbert in ihren Krankenakten und arbeitet auf. Sie findet ihre Sprache, schafft Literatur. Es entstehen neue Begegnungen. Sie fotografiert und teilt sich mit. Und das ist schwer genug. Die Wege sind verrückt, voller Zweifel und Erschrecken. Aber sie findet eine Adresse, ihr Phantom, die zu ihrem lebenden Tagebuch wird und sie sein läßt.

Das ist kein Happy-End – es ist hart erkämpftes Eigentum am eigenen Leben. Dies ist in einer Welt, in der sich die Menschen hauptsächlich um das Gegenteil kümmern, nämlich um Besitzstand und Besitzerwerb, eine gewaltige menschliche Leistung.

Kerstin Kempfers Geschichte ist die Beschreibung verlorener Jahre, sinnlos und qualvoll vertaner Zeit – voll mit chemischen Keulen, Zerstörung mit therapeutischen Schocks, therapeutischen Übungen und nicht enden wollender Für-Sorge. Die Autorin klagt nicht an. Sie zeigt, wie es ist, dieses Gefängnis eines psychiatrischen Krankheitsbegriffs und seiner Mittel und Methoden. In ihrem Buch geht es nicht um

zweiflung zu nähern, als sich den Apparaturen der Lebensbeherrschung zu unterwerfen. Es wird das Schönste sein, wenn diese Geschichte all denen Mut machen kann, die schon bereit waren, sich aufzugeben. Ich hoffe, dass es zugleich Anstoß und Ermunterung für die Schaffung von antipsychiatrischen Einrichtungen ist. Kerstin Kempfer arbeitet heute im Weglaufhaus in Berlin. Hilfreich für ein Leben ohne Psychiatrie sind auch viele andere Bücher aus dem Antipsychiatrieverlag von Peter Lehmann (www.antipsychiatrieverlag.de).

Wolfram Pfreundschuh